

A vintage light blue car with a red polka-dot scarf draped over the door handle. The car is parked outdoors, and a person wearing a red polka-dot dress is visible in the driver's seat.

THEODORA BAUER

# Das Fell der Tante Meri

ROMAN · PICUS



THEODORA BAUER

# Das Fell der Tante Meri

ROMAN

PICUS VERLAG WIEN



# 1.

Die Tante Meri ist im Grunde genommen eine liebe Person gewesen. Der Ferdl hat sich das immer wieder gesagt. Er ist sich nicht sicher gewesen, ob das irgendwer anders auch so gesehen hat, aber er, der Ferdl, hat es gewusst. Er würde sie doch irgendwo vermissen, jetzt, wo sie gestorben ist. Der Ferdl hat sie schon lange gekannt, schon seit er ganz klein gewesen ist, und immer ist sie ihm gleich alt vorgekommen. Mit ihren Blumenschürzen und ihren aufgetupierten Haaren, mit den zwei weißen Hunderln, die im Winter '63 kläglich verendet sind nach dem Zusammenstoß mit einem Lastwagen, mit ihren Stützstrümpfen und den goldenen Schnallen an den weißen Hauspatschen. Er hat sich dunkel erinnern können, wie sich die Frisur von der Tante Meri angefühlt hat. Die Frisur ist überhaupt das Prominenteste an der ganzen Gestalt gewesen, gegens Licht hat nichts durchgeschienen, so eng sind die Haare miteinander verfilzt gewesen. Groß ist ihre Frisur gewesen und bedrohlich und voller Haarspray, und wenn sich die Tante Meri bewegt hat, dann hat die Frisur mitgewackelt. Als Kind hat er ihr einmal draufgreifen dürfen auf den Haarturm – das hat er aber nur einmal gemacht. Es hat sich angefühlt wie etwas Totes unter seinen Händen. Daraufhin hat es der Ferdl bleiben lassen.

Der Ferdl hat ein bissl ein schlechtes Gewissen gehabt bei solchen Gedanken. Eigentlich hat ihm die Tante Meri nie etwas Schlechtes wollen. Er hätt nicht so böse denken sollen über sie. Wenn er ein braver Bub gewesen ist und ihr

am Nachmittag ein bisschen etwas vorgelesen hat aus seinem Schulheft, dann hat sie ihm einen Keks gegeben. Und wenns ganz hoch hergegangen ist, hat sie ihm eine kleine Puppentasse serviert, mit Blütendruck an den Seiten und Goldrändchen; eine Tasse, die ganz mit Schlagobers gefüllt gewesen ist. Die Tante Meri hat dick knackenden Kristallzucker drübergestreut und ein kleines Goldlöffel dazugegeben, und dann hat ers essen dürfen. Das muss ganz außerordentlich gut gewesen sein für ihn als Buben, weil an das hat er sich noch genau erinnern können. An alles, bis zur rosa Blütendeko am Porzellan und dem Knacken von den Kristallzuckerkörnern zwischen seinen Milchzähnen.

Der Ferdl ist oft bei der Tante Meri gewesen; immer dann, wenn seine Mutter gesagt hat, er soll jetzt hinübergehen, er schuldet es der Tante Meri. Er hat die Mutter einmal gefragt, wie viel er ihr schuldet und ob er es vielleicht von seinem Taschengeld bezahlen kann, anstatt dass er hinübergeht, aber die Mutter hat ihn nur bei der Tür hinausgeschoben. Mit dieser leichten Verachtung, die nur für die Besuche bei der Tante Meri reserviert gewesen ist, hat sie ihn an der Hand die paar Straßen hinübergezogen. Es muss sein, hat sie gesagt. Der Ferdl hat sich schwer in die Hand gehängt, an der ihn seine Mutter gehalten hat. Er wär lieber zu Hause geblieben, obwohl es bei ihm zu Hause auch nicht so aufregend gewesen ist. Jetzt hab dich nicht so, hat die Mutter gesagt und mit der ihr eigenen Unruhe an seiner Hand gerissen, bis er sich doch noch in Bewegung gesetzt hat.

Der Ferdl hat immer gedacht, die beiden sind Freundinnen gewesen. Im Nachhinein ist ihm klar geworden, dass das nicht so ganz gestimmt haben dürfte. Wenn ers recht bedacht hat, dann hat er nicht einmal gewusst, ob die Tante Meri sei-

ne richtige Tante gewesen ist. Richtig herzlich sind die zwei nie miteinander gewesen, und trotzdem ist die Mutter immer mit ihm hinübergegangen. Das sind natürlich alles Sachen gewesen, die fallen einem als Kind in dieser Form nicht auf. Aber jetzt hat er daran gedacht, jetzt, in dieser komischen Situation, und sich zum ersten Mal wirklich gefragt, was es auf sich gehabt hat mit der Tante Meri. Und diese Frage hat dem Ferdl Angst gemacht.

Der Ferdl hat seine Mutter ja gern gehabt. Aber ihm ist klar gewesen, dass sie eine sehr einfache Person gewesen ist. Sie hat ihm nicht viel von ihrer Vergangenheit erzählt. Angeblich ist ihr Mann an der Ostfront gefallen, und sie hat den Ferdl dann halt alleine aufgezogen. Aber der Ferdl hat so seine Zweifel gehabt an dieser Theorie. Der Ferdl ist im Grunde ein intelligenter Mensch gewesen, und auch wenn er Probleme gehabt hat, sich das einzugestehen, so hat er doch gemerkt, wenn irgendetwas nicht stimmt an einer Geschichte. Und an der Geschichte von seiner Mutter hat einiges nicht gestimmt.

Zum Beispiel hat die Mutter nie über seinen Vater geredet. Sie hat nicht nur nicht über ihn geredet, sie hat gar nichts zu dem Thema gesagt. Normalerweise, wenn man ein bisschen mit jemandem zusammen gewesen ist, dann weiß man etwas über den. Dann rutscht einem ab und zu etwas heraus. Dann verliert man sich in Sentimentalitäten. Aber der Mutter ist nie auch nur ein Wort über den Vater ausgekommen. Das hat den Ferdl gewurmt. Der Vater ist für ihn quasi ein Nullsummenspiel gewesen, und er, der Ferdl, hat sich in Ermangelung von irgendjemand anderem seine Identifikationsfigur aufzeichnen können.

Umso mehr hat es ihn gewundert, wie ihm die Tante Meri

einmal etwas über seinen Vater erzählt hat. Es ist Heiligabend gewesen – den haben sie immer zusammen gefeiert – und sie sind bei der Tante Meri im Vorraum gesessen und haben den blinkenden Baum angeschaut. Es ist verteufelt kalt gewesen in diesem Vorhaus, und der Ferdl hat gesehen, dass das seine Mutter furchtbar fuchst. In den früheren Jahren hats immer Streitereien darüber gegeben, aber die Tante Meri hat sich, wie fast immer, durchgesetzt. Der Baum hat im Vorhaus zu stehen gehabt, da hält er länger, hat sie gemeint, und außerdem sehen ihn dann die Leute besser von der Straße aus. Dass einem bei der Bescherung kalt ist, das wird man ja wohl noch aushalten können. Dem Ferdl ist es im Grunde genommen wurscht gewesen, wo der Baum steht, und ob es kalt ist oder nicht – er hätt nur gerne die Streitereien vermieden, und so hat er immer beiden Seiten recht gegeben. Ehrlich gesagt ist er ein bisschen erleichtert gewesen, wie die Mutter nach einer lautstarken Auseinandersetzung gegangen ist. Sie hat gesagt, ihr reicht es, mit ihr macht man so was nicht; sie geht jetzt hinüber und kommt erst zum Essen wieder, weil sonst holt sie sich noch eine Lungenentzündung. Sie hat der Tante Meri einen finsternen Blick zugeworfen und die Eingangstür extra weit aufgerissen, dass der Schnee nur so hineingestoben ist. Aber die Tante Meri hat sie ignoriert und hat so getan, als sähe sie den Schnee nicht, der nun wie eine zarte Staubzuckerdecke am Boden vom Vorhaus gelegen ist. Der Ferdl ist in seiner viel zu kurzen Hose dagestanden mit seinen eckerten Knien, und die Schultern, die zu der Zeit gerade ordentlich expandiert haben, haben sich knöchern unter seinem Leibchen abgezeichnet. Dem Ferdl ist sowieso immer kalt gewesen zu dieser Zeit. Also ist es wurscht gewesen, ob er im Vorhaus steht oder nicht. Und essen hätt er auch können



wie ein Rindviech. »Wart«, hat die Tante Meri gesagt, wie die Mutter weg gewesen ist, »ich hol uns was.« Dann ist sie ins Haus gegangen und hat dem Ferdl ein großes Häferl Tee mit Rum gebracht. »Ich darf aber nicht«, hat der Ferdl gesagt, wie er die Rum-Schlieren in der Luft gerochen hat. Die Tante Meri hat drübergehört über diese Worte. »Kost einmal, das tut dir gut.« Der Ferdl hat sorgenvoll in sein Häferl geschaut, aber dann hat er doch einen Schluck genommen, und dann noch einen. »Was hältst du von dem Baum?«, hat die Tante Meri gesagt und versonnen an dem in viel zu helle Lichterketten gewickelten Weihnachtsbaum hinaufgeschaut. Eine Antwort hat sie nicht erwartet. Der Ferdl hat fast gemeint, er sieht die Tante Meri lächeln, aber dann ist der Gesichtsausdruck wieder vergangen. »Ich sage dir«, hat sie zum Ferdl gesagt und an ihm vorbei hinaus auf die Straße geblickt, auf die Schneewechten, die im Abglanz vom Christbaum schwach geglitzert haben, »die Leute müssen sehen, was man hat. Die Leute können das ruhig wissen, dass man über ihnen steht. Das tut ihnen gut. Nicht, Bub?« Der Ferdl hat noch einen großen Schluck von seinem Tee gemacht, und er hat gespürt, wie der Rum aus dem Häferl in ihn hineingestiegen ist. Es hat sich eigenartig angefühlt, aber es hat dem Ferdl gefallen. Dieses Gefühl ist einmal was anderes gewesen.

»Dein Vater«, hat die Tante Meri gesagt, dann ist sie verstummt. Der Ferdl hat zu ihr aufgeschaut. Er hat die Lichterketten glänzen sehen in ihren Augen. »Was ist mit ihm?«, hat der Ferdl gesagt und gespürt, wie sich seine Stimme in der Kehle überschlagen hat. Aber in dem Moment ist ihm das egal gewesen. »Dein Vater hat gewusst, dass das wichtig ist«, hat die Tante Meri gesagt. »Der hat den Leuten gezeigt, wo sie hingehören. Und sie haben ihn geliebt dafür.«

Der Ferdl hat geschluckt, an dem Tee und an der Tante Meri ihren Worten. »Du hast ihn gekannt?«, hat der Ferdl in sein Häferl hinein gefragt. »Aber sicher doch«, hat die Tante Meri gesagt, und er hat das vertraute, spöttische Lächeln zwischen ihren Worten durchgehört. »Besser als deine Mutter hab ich ihn gekannt. Wenn du wüsstest ...« Dann hat die Tante Meri aufgehört zu sprechen, und der Ferdl hat gesehen, wie das Fenster in die Vergangenheit in ihr drinnen zugegangen ist. »Wenn ich was wüsste?«, hat der Ferdl noch einmal versucht, aber die Tante Meri hat nur mehr in sich hineingelächelt. Auch wenn sie sich bemüht hätt, dann hätt sie diesen sarkastischen Zug um ihre Lippen nicht mehr weggebracht. Heute weiß der Ferdl, dass das von einem Leben voller hinuntergezogener Mundwinkel und voller zynischer Kommentare gekommen ist, aber damals hat er das nur vermuten können. Er hat sich nicht gewehrt, wie sie ihm das Häferl aus der Hand genommen hat. »Magst noch was?«, hat sie gefragt. »Hm, Bub, du bist ja schon groß, da darfst auch noch was trinken.«

Wie der Abend weitergegangen ist, ist dem Ferdl nur mehr in nebulöser Erinnerung geblieben. Er hat ein Paar Socken gekriegt. Die draufgestickten Enten hat er nicht kommentiert. Der Ferdl glaubt sich zu erinnern, dass die Mutter nicht mehr herübergekommen ist, auch zum Essen nicht. Nach dem dritten Häferl Tee ist er nach Hause gewankt. Er ist drei Mal um die Kirche gegangen, bevor er das Haus gefunden hat. Dann hat er mit großer Erleichterung vors Gartentürl gespieben. Der Ferdl weiß noch, dass er sich sehr geniert hat, wie er am nächsten Tag noch seine Speiberei im Schnee ausmachen hat können. Er weiß, wie die Mutter hineingeschaut hat in den gelblichen Fleck, wie sie die Lippen schmal gezogen hat, und

wie sie mit würdigen Schritten darüber hinweggestiegen ist, bis die Sonne das Gespiebene wieder weggeschmolzen hat.

Vor drei Tagen hat der Ferdinand einen Anruf gekriegt. Ihm ist heute noch nicht klar, was dieser Anruf zu bedeuten gehabt hat. Er ist vor dem Spiegel gestanden und hat sich die Krawatte zurechtgerückt. Sie ist in einem blechernen Grau gehalten gewesen. Die Krawatte ist abgestanden von seinem Hemd und von dem Ferdinand als Ganzes. In den Modezeitschriften hätte man gesagt: »Sie schlägt sich mit seinem Gesicht«, aber dem Ferdl ist es vorgekommen, als hätt sie ihn mehrmals hineingeboxt und als hätt er sich noch immer nicht erholt von den Schlägen.

Der Ferdl hat sich fertig gemacht für den Weg in die Stadt. Er ist nicht oft hineingefahren, aber diesmal hat er müssen. Es hat ihn ja selbst interessiert, obwohl er ein bissl eine Angst gehabt hat davor, was er dort hören würde. Außerdem, wenn das ein Irrtum gewesen ist, dann ist es ein gravierender gewesen. Dann hat er ihn so schnell wie möglich aus der Welt schaffen wollen. Aber der Ferdl ist den Verdacht nicht losgeworden, dass er sich in Sachen Irrtum vielleicht zu früh gefreut hat.

Halb acht muss es gewesen sein, wie der Anruf gekommen ist. Das ist letzten Freitag gewesen. Es ist viel zu früh gewesen für einen Anruf und überhaupt viel zu früh für irgendwas. Mit einem Ächzen hat sich der Ferdl aus dem Bett gehievt und die Pyjamahose hinaufgezogen, die schlaff an seinen Hüften gehangen ist. Ihm ist kurz das Zimmer vor Augen verschwommen, dann hat er auf die Brille am Nachtkastel gegriffen und das Klingeln dem Telefon zugeordnet. Er hat nach dem Hörer getastet. »Sprech ich mit Herrn«, hat

er gehört, und dann hat es eine Pause gegeben, »sprech ich mit Herrn Ferdinand Meininger?« Der Ferdl hat ins Telefon genickt. Dann hat er sich erinnert, dass der andere das nicht hören hat können. »Ja«, hat er gesagt, und unglücklicherweise ist ihm dabei der morgendliche Schleimpatzen hochgestiegen. Der Ferdl hat ins Telefon gehustet und sich dabei gleichzeitig entschuldigt. Der andere hat pikiert in den Hörer geschwiegen. »Federmaier und Söhne«, hat er das Schweigen dann gebrochen, »mit I. Notar.« »Mit I?«, hat der Ferdl gefragt und ist schön langsam aufgewacht. »Federmaier mit I«, hat er andere gesagt, und das I auffallend betont. Sogar die Stimme hat sich schmallippig angehört. »Notar. Darf ich Ihnen für Montag Morgen einen Termin in der Kanzlei anbieten?«

Eine halbe Stunde später ist der Ferdl noch immer auf dem Bett gesessen und hat in die Luft gestarrt. Draußen ist es schön langsam hell geworden, aber der Ferdl hat das Licht nicht wirklich gesehen. Er, der Ferdl hat etwas geerbt gehabt. Er hat etwas bekommen. »Eine beträchtliche Summe«, hat der Notar ins Telefon gewispert und so viel Platz zwischen den Worten gelassen, dass sich der Ferdl sicher sein hat können, dass es sich um eine durchaus beträchtliche Summe gehandelt hat. Aber was soll er, der Ferdl, mit beträchtlichen Summen machen? Wie geht man mit so etwas um? Arm ist er nicht gewesen, aber beträchtliche Summen haben ganz eindeutig nicht zu dem Ferdl seinem Inventar gehört.

Der Ferdinand hat das Nachdenken über den Termin hinausgezögert bis zum Letzten. Er hat dem Treffen am Montag zugestimmt, aber übers Wochenende ist er auch nicht gescheiter geworden. Die letzten beiden Tage ist ihm der Tod der Tante Meri und das, was ihn nun erwarten würde, im Nacken gesessen und hat auf seine Stimmung gedrückt. Der

Ferdinand hat nicht daran gedacht. Er hat sehr viel Energie darauf verwendet, nicht daran zu denken, und trotzdem sind das Vorkommnis und seine Folgen wie eine Ölschlieren auf seinem Bewusstsein dahingeschwommen, andauernd, wie eine Chemikalie, die man da besser nicht hineingegeben hätte und die nun ihre Kreise zieht in einer Pfütze, die sich ganz und gar nicht über diese Kreise freut. Der Ferdl hat ein paar schmale Schlucke aus einem Kaffeehäuferl gemacht und in die Dämmerung geschaut. Der Kaffee ist ihm bitter auf der Zunge gelegen. Er hat an die Ölschlieren gedacht, und dass er sich gerade mit einer Pfütze verglichen hat, mit einer Pfütze am Wegesrand, die sich vor dem nächsten Kind fürchtet, oder dem nächsten Blatt, oder dem nächsten Vogel, die umrühren in ihr, die den Dreck aufrühren und sie in Unordnung bringen. Der Ferdl hat gedacht, dass er zu viel denkt, und dass er, wenn er schon denkt, an etwas Spannenderes denken sollte als an Pfützen und Kinder, die hineinspringen. Und dann hat der Ferdl gedacht, dass er jetzt zu denken aufhören sollte, und hat beschlossen, das auch zu tun, aber dann hat er gedacht, dass er gerade gedacht hat, dass er zu denken aufhören sollte und dass das irgendwie nicht funktioniert und dann hat der Ferdl geseufzt. Dass er jetzt zu dem Treffen hat müssen, ist von den Denken-Gedanken nämlich leider auch nicht vergangen.

Der Ferdl ist kein selbstbewusster Mensch gewesen. Das hat er gewusst. Die Mutter hat ihm das immer vorgeworfen gehabt; sie hat zwar nie etwas gesagt, aber vorgeworfen hat sie ihm trotzdem. Das hat der Ferdl gespürt. Er hat die Mutter gepflegt, bis sie vor ein paar Jahren gestorben ist. Die Mutter ist nicht sehr alt geworden; mit Anfang sechzig haben sie Brustkrebs diagnostiziert und ein paar Monate später ist

es mit ihr vorbei gewesen. Insofern ist der Ferdl jetzt froh gewesen, dass es bei der Tante Meri schneller gegangen ist. Ein schönes Schauspiel ist so ein Krebs ja nicht gerade. Den Ferdl hat die ganze Sache nicht so mitgenommen, wie man das vielleicht erwarten hätte können. Er ist am ehesten deshalb traurig gewesen, weil er nicht traurig gewesen ist, und dieses Traurigsein, das ja auch irgendwie unrechtmäßig gewesen ist, das hat ihn am meisten niedergeschlagen.

Obwohl sie ihn treu und liebevoll aufgezogen hat, hat sich der Ferdl eingestehen müssen, dass er Zeit seines Lebens nicht viel mit der Mutter zu tun gehabt hat. Auf mentaler Ebene, wenn man so sagen will. In Gedanken. Das ist dem Ferdl erst bewusst geworden, wie er sie hinausbegleitet hat. Er hat das so professionell gemacht, wie es kein Kind hätte machen sollen. Der Ferdl ist von keinen großen Emotionen gequält worden; er hat am Abend nie geweint oder den Allmächtigen um Gnade angefleht. Der Ferdl hat sich stattdessen die schmerzmittelgetränkten Tiraden seiner Mutter angehört, bis er sie schon auswendig können hat, er hat sie aufgepäppelt und nach jedem Rückschlag wieder aufgebaut. Das Beste an dieser Zeit ist gewesen, dass der Ferdl nicht mehr so viel über sich selbst nachdenken hat müssen. Das ist ja immer schon sein Pferdefuß gewesen. Er hat das nur dann abstellen können, wenn die anderen Probleme so groß geworden sind, dass sie über seine eigenen Gedanken drübergewuchert sind, und das ist in seinem Leben Gott sei Dank nicht oft passiert. Innen drinnen hat der Ferdinand bei der ganzen Sache nichts gespürt. Er hat der Mutter zugeschaut, wie sie langsam vergeht, und hat sie ein bisschen bedauert. Manchmal ist ihm innen drinnen schlecht geworden, manchmal hat er einen schalen Geschmack im Mund gehabt, wenn er ihr

zugeschaut hat, und manchmal ein bisschen Bauchgrimmen, aber das ist schon alles gewesen, was sich abgespielt hat in seinem Inneren.

Wie es mit der Mutter derartig begab gegangen ist, ist die Tante Meri auch nicht mehr so oft gekommen. Sie hat sich damals im Hintergrund gehalten. Irgendwas ist ihr an der Sache unheimlich gewesen, das hat der Ferdl gemerkt. Die paar Male, wo sie die Mutter besucht hat, hat der Ferdl den Eindruck gewonnen, dass die Tante Meri beinahe Angst gehabt hat vor dem Leiden seiner Mutter. Er hat etwas in ihren Augen gesehen, etwas Unheimliches; etwas, das haarscharf die Grenze zwischen Mitleid und Ekel überschritten hat, aber der Ferdl hat nicht genau gewusst, nach welcher Seite hin. Der Ferdl ist insgeheim froh gewesen, dass sie nach einiger Zeit nicht mehr gekommen ist, und dass sie auch ihn in Ruhe gelassen hat nach dem Tod seiner Mutter. Er hätte nicht sagen können, wieso er froh gewesen ist, dass sie ihm ferngeblieben ist, oder was er gegen sie gehabt hat. Er hätte nicht einmal sagen können, dass er etwas gegen sie gehabt hat. Es hat ihn zeitlebens eine eigenartige Hassliebe an seine Tante Meri gebunden; dass sie ihn fasziniert hat, ist außer Frage gestanden. Aber gleichzeitig hat er versucht, so weit wie möglich von ihr wegzukommen, sich aus ihrem Leben auszuquartieren, und die Verbindungen, die aus einem ihm unbekanntem Grund bestanden haben, mit der Zeit so ausfransen zu lassen, dass sie eigentlich nicht mehr gegolten haben. Der Tod seiner Mutter hat ihm dabei sehr geholfen, weil die Tante Meri von selber weggeblieben ist. Und dieses stillschweigende Abkommen ist ihm recht gewesen.

Der Ferdl hat lange überlegt, was ihn an der Tante Meri so gestört hat. Er ist nicht wirklich draufgekommen. Die Tan-

te Meri wär eigentlich eine beeindruckende Frau gewesen, wenn sie nur nicht so trocken gewesen wär. Sie hat die Leute angeschaut, als wären sie ein Fleck in der Landschaft, der kleine, dunkle Punkt, an dem die Kamera versagt hat, die vollendete Schönheit der Umgebung einzufangen, derjenige ausfransende Tupfen, der die Symmetrie des Ganzen aufs Empfindlichste stört. Wenn die Tante Meri jemanden nicht gemocht hat, dann hat sie ihn das auch spüren lassen. Das ist keine sonderlich einnehmende Seite von ihr gewesen, aber der Ferdl selbst hat in dieser Hinsicht nie ein Problem gehabt. Den Ferdl hat sie verschont. Er hat zwar keine Ahnung gehabt, wieso, aber aus irgendeinem Grund hat ihn die Tante Meri gemocht. Das hat ihm ein schlechtes Gewissen gemacht. Wenn er sich ehrlich gewesen ist, hätte er lieber gehabt, die Tante Meri behandelt ihn wie jeden anderen auch. Denn dann hätte er mit Fug und Recht so über sie denken dürfen, wie er eben über sie gedacht hat. Das wäre einfacher gewesen. Aber wenn sie nicht seine Tante Meri gewesen wäre, dann wäre er wohl nicht der Ferdl geworden, und vielleicht ist es das gewesen, was er ihr insgeheim übel genommen hat.

Wenn er so gedacht hat, dann hat er sich ganz bewusst immer an die guten Sachen erinnert, die er mit der Tante Meri in Verbindung gebracht hat. Und solche Sachen hat es durchaus gegeben. Der Ferdl hat zum Beispiel gewusst, wie man ihn im Dorf gesehen hat. Die haben ihn alle für dumm gehalten, für patschert und für liebenswert, aber für nicht der Rede wert. Die Tante Meri hat das anders gesehen, auch schon zu einer Zeit, wo an dem Ferdl noch nicht viel zu sehen gewesen ist. »Das macht die Bescheidenheit«, hat sie einmal zu ihm gesagt, wie er als pickeliger Jugendlicher vor ihr gesessen



ist und mit seinen überdimensionierten Händen die viel zu kleine Porzellantasse umklammert hat. Alles an ihm ist ihm unproportional vorgekommen zu dieser Zeit. Die Hände sind zu groß gewesen, die Füße zu klein, das eine Bein ist länger gewesen als das andere. Und er hat das auch noch gewusst. Da hat das fatale Denken bei ihm schon angefangen gehabt. Der Ferdl hat gelitten, wie man nur in der Jugend leiden kann. Aus seinen kleinen Äuglein hat er in die Welt hinausgelist; nichts ist ihm mehr natürlich, nichts mehr so selbstverständlich vorgekommen wie noch als Kind. In seiner Verzweiflung ist er zur Tante Meri gegangen und hat sein Leid in eine Schlagoberstasse hineingehaucht. Er hat sich genauso deplatziert gefühlt wie die Schlagoberstasse, wie die Spitzen und Rüscherl in der Tante Meri ihrem Haus, und insofern hat er dort gut hineingepasst. Er hat seine Lächerlichkeit gewissermaßen in den Händen gehalten, und das hat es ihm leichter gemacht.

Das ist vielleicht das Treffen mit der Tante Meri gewesen, an das er sich heute am liebsten zurückerinnert. Er ist sich auf einmal genauso sperrig vorgekommen wie die Tante, genauso blechern und eckig wie diese unwirkliche Frau mit ihrer Turmfrisur. Der Ferdl hat wortlos mit den Tränen gerungen, die kleine Löcher in sein Schlagobers gegraben haben, und die Tante Meri ist ihm über den Rücken gefahren. Ihn hat es geschaudert bei dieser Berührung. »Gräm dich nicht«, hat sie gesagt. Er hat gespürt, wie kalt ihre Hand gewesen ist. Bis durch das Leiberl hindurch hat er das gespürt. Da ist nichts Weiches dringelegen, nicht in ihrer Hand und nicht in der Geste. »Wieso nicht?«, hat der Ferdinand gefragt. Die Tante Meri hat eine kurze Pause gemacht. »Weil du ein edler Mensch bist«, hat sie gesagt, und das ist alles gewesen. Er hat sich erwartet,

dass jetzt eine Moralpredigt kommt, dass sie ihm ins Gewissen redet wie seine Mutter, dass sie ihn fragt, was er denn habe; ihm gehe es doch gut hier und er solle sich nicht so aufführen. Aber die Tante Meri hat damals nicht weitergesprochen. Sie hat ihn nur aus diesen kalten Augen heraus angeschaut, die wie zwei kleine, matt glänzende Knöpfe in ihrem Kopf gesessen sind. Irgendwie hat es ihn beruhigt, dass er keine Emotion darin gesehen hat. Er hat die Tante Meri so gekannt. »Weißt du«, hat sie gesagt, und es ist in dieser seltsamen Stille verhallt, die immer in ihrem Haus geherrscht hat, »du bist zu gut für diese Leute hier. Sie werden dich nie zu schätzen wissen. Stell dich darauf ein.« Der Ferdl hat zu ihr aufgeschaut, über seine Tasse hinweg, über das durchlöchernte Schlagobers und den Kristallzucker, der in den Trärentunnels schön langsam versickert ist. »Die Leute werden dich dulden, aber nie mögen. Weil sie wissen, dass du etwas Besseres bist, Ferdinand«, hat sie gesagt, und eine bedeutungsvolle Pause gemacht, »du hast edles Blut in dir.« Der Ferdl hat die Tasse in seinen Händen vergessen und das Schlagobers und ein bisschen auch seine jugendliche Traurigkeit. Die Worte von der Tante Meri sind groß gewesen und erhaben, wie aus einer anderen Zeit sind sie herübergehallt zu ihm, der in einer Welt gesessen ist, für die er viel zu eckig gewesen ist und zu unausgegoren und zu voller Gedanken. Der Ferdinand hat sich Größeres gedacht, aber sobald er es gedacht gehabt hat, ist es ihm am Horizont verschwommen, es ist ihm entglitten wie die Worte von der Tante Meri, versickert ist er mitsamt seinen großen Gedanken in einem Jetzt, das sich vor ihm ewig zäh in die Länge gezogen hat. Der Ferdl ist erwachsen geworden. Mit der Zeit hat der Ferdl seine Gedanken klein gemacht. Er weiß jetzt noch nicht recht, ob ihm das leidtun soll.

Heute kann der Ferdinand sagen, dass er Fantasie gehabt hat. Allerdings hat er niemanden gehabt, der diese Fantasie anregt – bis auf die Tante Meri, manchmal, in seltenen Momenten, wenn sie aus sich selbst herausgeschaut hat und etwas erzählt hat, was nicht sie selbst gewesen ist, oder sie selbst in einer anderen Zeit, oder überhaupt etwas anderes, von dem der Ferdl nicht den Hauch einer Ahnung gehabt hat. Der Ferdl hat Fantasie besessen, das weiß er jetzt. Er hätte gern weitergedacht bei dem, was ihm die Tante Meri gesagt hat, aber meistens hat er sich nicht getraut. Das ist sein großes Problem gewesen, immer schon, und vielleicht ist es auch das Einzige gewesen, das er je in seinem Leben gehabt hat.

Der Rest von dem Gespräch ist ihm in der Erinnerung verblasst; aber von dem Tag an hat er die Tante Meri anders gesehen. Sie ist nicht mehr nur die gewesen, zu der er hinmüssen hat, in regelmäßigen Abständen und mit regelmäßigem Widerwillen; sie ist zur angenehmsten Alternative unter einem Haufen von ungunen Alternativen geworden, zur Wahl des besten Schlechten, zu dem Irgendwas in einer Einöde von Nichtsen. Der Ferdl hat sie auf seine Art gemocht. Er hat irgendwo einen Respekt vor ihr bekommen, der auf etwas beruht hat, was noch in der Zukunft gelegen ist. Dieser Zustand ist schwer zu erklären gewesen; aber der Ferdl hat ihn genau gespürt. Der Ferdl hat drüber nachgedacht, und er glaubt, er hat ihren Geist gemocht, der unter dieser lächerlichen Frisur und den ganzen Stickdeckerln intakt und messerscharf geblieben ist. Nicht sympathisch vielleicht, aber unbestreitbar vorhanden, mehr vorhanden als seine Mutter und alle anderen Hohlköpfe im Dorf. Der Ferdl hat sich gewünscht, dass er auch so einen Verstand gehabt hätte, und dass etwas in ihm

tickt, tick-tick, so wie es in der Tante Meri getickt hat, und ihn vorwärtstreibt, tick, und ihn weitermachen lässt, ohne Rücksicht auf Verluste, tick-tick-tick.